Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 26 (1974)

Heft: 6

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

An den Rand gedrängt

Einige vorläufige Bemerkungen zum religiösen Magazin «Spuren» im Deutschschweizer Fernsehen

Dafür, dass das Ressort Religion und Sozialfragen des Deutschweizer Fernsehens für Religion und Kirchen etwas mehr tut als das absolut Notwendige (Wort zum Sonntag, Gottesdienste und knappe Berichterstattung über Ereignisse in den Sendegefässen Tagesschau und des Ressorts Information), muss man vorerst einmal dankbar sein. Darüber, ob das, was nun getan wird, auch genügt, ist zu diskutieren. Tatsache ist, dass ein Magazin «aus dem Spannungsfeld Religion–Kirchen–Welt», das den geheimnisvollen Titel «Spuren» trägt, nun alle zwei Monate zu schon fortgeschrittener Stunde über den Bildschirm flimmert. Falls das Magazin ankommt, so wird versichert, würde es nicht nur fleissiger ausgestrahlt, sondern bekäme auch eine bessere Zeit eingeräumt. Dass das Magazin, so wie es jetzt programmiert und auch konzipiert ist, gar nicht ankommen kann, ist bestimmt nicht Absicht, sondern doch wohl eher Gedankenlosigkeit.
Die Eingliederung des religiösen Magazins in die Programmstruktur macht eines ganz deutlich: «Spuren», nach der Spättagesschau angesetzt, ist eine Sendung für die sogenannten Minderheiten unter den Fernsehzuschauern. Das Magazin ist also für jene gedacht, die sich für religiöse Fragen von vornherein interessieren und deshalb bereit sind, ihr Gerät auch noch zu einer Stunde anzudrehen, in der ein leistungsbewusster Schweizer eigentlich ins Bett steigen müsste. Konzipiert aber ist «Spuren» nun als eher leichtes Magazin, als Träger religiöser und kirchlicher Informationen für eine breite Mehrheit. Und getreu dem Stundenplan-Motto Sackgumpen und Religion flimmerte denn die Premiere am 5. März auch nach Wisel Gyrs Folklore-Sendung «Für Stadt und Land» und «Sport 74» über den Bildschirm: Ländlerfreunde und FC-Zürich-Fans – war das die Hoffnung? – sollten wohl noch etwas vom Spannungsfeld Religion–Kirchen–Welt mitbekommen.
Gedankenlosigkeit in der Konzeption: Wer ein religiöses Magazin ausstrahlen will, das eine breitere Bevölkerungsschicht erreichen soll und entsprechend leicht – was keineswegs mit seicht gleichzusetzen ist – gestaltet wird (Vorbild könnte das Wirtschaftsmagazin «Kassensturz» sein), muss dieses Magazin auch zu einem Zeitpunkt ansetzen, zu dem diese Bevölkerungsschicht eben noch erreichbar ist; also im Vorabendprogramm oder zu einer Hauptsendezeit. Wer indessen mit einer an den Fragen der Religion, des Glaubens und der Kirchen interessierten Minderheit – wer schon möchte abstreiten, dass es sich hier um Minderheiten handelt – Kontakt aufnehmen will, darf nicht Basisinformation betreiben, sondern muss nach einer vertieften Behandlung der zur Diskussion stehenden Fragen und Probleme suchen. Die Magazinform ist dann verfehlt, weil sie ein Eindringen in die Materie kaum erlaubt, wie sich dies übrigens an den zwei Berichten über dissidente Ausbildungsstätten für Theologen, der Freien Evangelisch-Theologischen Akademie in Basel (FETA) und dem Priesterseminar in Ecône (Wallis) sehr deutlich beweisen lässt und auch im Kurzporträt über die Mormonen und im eher schwachen Beitrag des Berner Troubadours Jakob Stickelberger zum Ausdruck kam. So betrachtet ist das religiöse Magazin eine Fehlleistung des Fernsehens. Pfarrer Vreni Meyer, Yves Bebié, der Theologe Erwin Koller und Guido Wüest sind mit «Spuren» wohl kaum auf der richtigen Fährte.
Verdrängungen religiöser und kirchlicher Fragen an den Rand: Sie erfolgt nicht nur durch das Verdikt der Ansetzung in die den Zuschauerminderheiten vorbehaltenen

Nachtzeiten – über den Sinn und Unsinn einer solchen Programmstruktur wäre übrigens einmal zu sprechen – und des auf sechs Sendungen im Jahr beschränkten Angebots. Verdrängung findet Ausdruck auch in der inhaltlichen Konzeption, die, falls man den Worten des Fernseh-Presse- und Informationsdienstes Glauben schenkt, auf langfristige Planung angelegt ist: als regelmässige Bausteine seien vorgesehen ein Filmbericht von 10 bis 15 Minuten, ein Live-Interview oder eine Kurzreportage, ein Kurzporträt einer religiösen Minderheit und als Schlusspunkt jeweils eine Glosse zum Hauptthema der Sendung in musikalischer oder literarischer Form. Da bleibt für die Behandlung aktueller kirchlicher Fragen, wie sie in letzter Zeit immer wieder auftauchten und das gesellschaftliche Leben in unserem Lande mitbestimmten, wahrlich wenig Raum. Und die erste Ausgabe von «Spuren» vermittelte denn auch den Eindruck von Abgestandenem, von Konserven, von langfristig geplanten Beiträgen, die doch irgendwie neben der Aktualität standen und wohl stehen mussten, weil auch sie bloss Randgebiete des Spannungsbereiches Religion–Kirchen–Welt antupften.
Programm-Konzeptionen sind da, um geändert zu werden, wenn sie sich als falsch erweisen. Es bleibt also die Hoffnung, dass das religiöse Magazin des Deutschschweizer Fernsehens eine Entwicklung erfährt, indem die Verantwortlichen sich nun einmal gründlich überlegen, was sie überhaupt wollen: kirchliche und religiöse Information für jedermann, was eine entsprechende Sendezeit voraussetzen würde, oder vertiefte Auseinandersetzung über religiöse und kirchliche Fragen für Interessierte. Die zweite Version würde wahrscheinlich eine Abkehr von der – ohnehin strapazierten – Form des Magazins erfordern.
Dass Glaube, Religion und Kirche im Massenmedium Fernsehen mehr beachtet werden sollen als bisher, ist, wie erwähnt, in jedem Falle begrüssenswert. Vielleicht braucht es für die Realisierung eines Sendegefässes, das den Bedürfnissen der interessierten Kreise entspräche, von den Verantwortlichen etwas von jener unbeschwerten Fröhlichkeit und von jenem Mut, der den bedeutenden Persönlichkeiten der Religions- und Kirchengeschichte immer anhaftete. Mut dafür vor allem, dass sie sich nicht mehr in Randgebiete des Mediums abdrängen lassen und kleinmütig beigeben, sondern dass sie auf die Bedeutung der Anliegen von Religion und Kirchen und auf deren Verantwortung in unserer Gesellschaft mit allem Nachdruck hinweisen. Fakten dafür liegen genügend vor: Gleichgültig, ob Fragen der Gastarbeiter-Situation oder des Schwangerschaftsabbruchs, der Bodenpolitik oder der betrieblichen Mitbestimmung, der Dritten Welt oder der Asylrechts-Politik unseres Landes zur Debatte stehen, haben die Kirchen oder zumindest kirchliche Kreise aus ihrer Sicht und von ihrem Verständnis her Entscheidendes beizutragen, wenn immer das auch vielen nicht in den Kram passen mag. Die Präsenz der Christen in unserer Gesellschaft in ihren wirklichen Relationen und ihrer tatsächlichen Wirksamkeit darzustellen, müsste zum echten Anliegen des Fernsehens werden und entspräche durchaus auch dem Sinn der Konzessionsbestimmungen. Urs Jaeggi

Trennung von Kirche und Staat

Eine öffentliche Diskussion am Radio

Politisch brisante Themen, die einer politischen Entscheidung harren, pflegen unsere Massenmedien durch Rede und Gegenrede der Vertreter von verschiedenen Standpunkten zu verbreiten. Natürlich wird jede Zeitung die Meinung der Redaktion, der Grundhaltung der Zeitung entsprechend, unmissverständlich zum Ausdruck bringen. Aber keine Zeitung, die etwas auf sich hält, wird nicht auch andere Meinungen zu Wort kommen lassen. Bei unseren Massenmedien Radio und Fernsehen verhält es sich ähnlich. Ihre Programme, so ist es sogar vorgeschrieben, sollen

ausgewogen sein. Einseitige Stellungnahmen werden im Publikum und bei den jeweiligen Gegnern böse vermerkt. Die Radio- und Fernsehmitarbeiter dürfen in kontroversen Fragen nicht, wie es die Kollegen von der Presse tun, einseitig Stellung beziehen. Dass die Radio- und Fernsehjournalisten dadurch einer Einschränkung, einem Korsett, unterworfen werden, versteht sich; dass auch sie einmal gerne auf die Pauke hauen würden, versteht sich ebenso. Da nun also strikte Ausgewogenheit, freilich nicht einfach in einer einzelnen Sendung, sondern im ganzen Programm verlangt ist, müssen sich die Gestalter arrangieren. Das Endprodukt eines solchen Arrangements, an dem auch der Rezipient letztlich teilhat, ist dann meistens die Diskussion. So war es auch in der Sendung «Trennung von Kirche und Staat?» (3. März; Diskussionsleitung: Andreas Blum).

Eine eidgenössische Verfassungsinitiative steht im politischen Raum. Sie hat zum Ziel, anstelle des gestrichenen Jesuitenverbotes einen neuen Artikel 51 in die Bundesverfassung aufzunehmen: «Kirche und Staat sind vollständig getrennt.» Staatsrechtliche und staatspolitische Fragen in diesem Zusammenhang wurden an einer öffentlichen Veranstaltung in Bern diskutiert. Radio DRS 1 strahlte eine gekürzte Fassung dieser Podiumsveranstaltung aus. Jede öffentliche Diskussion bietet ihre Schwierigkeiten, nicht nur im Fernsehen mit den zusätzlichen technischen, optischen und psychologischen Darstellungsproblemen, sondern auch im Radio, wo einzig nackte gesprochene Wörter in einer möglichst sinnvollen und verständlichen Aufreihung den Zuhörer erreichen. Nicht immer gelingt es, zu kontroversen Fragen die richtigen Diskussionspartner mit einem zumindest gleichartigen Verstehenshorizont zu finden. So schleichen sich denn in manche Diskussion, besonders wenn sie live ausgestrahlt und folglich nachträglich nicht mehr korrigiert werden kann, lästige Verstehensbarrieren ein, die das, was man eigentlich wollte, nämlich diskutieren, verunmöglichen. Diesem Handicap versuchte die erwähnte Diskussion zum vorneherein aus dem Wege zu gehen.

Sie fand an einem konkreten Ort mit einer anwesenden Öffentlichkeit statt; sie war öffentlich und nicht bloss radio-öffentlich. Die Votanten und der Diskussionsleiter hatten also zunächst keine anonyme Zuhörerschaft wie in einer Studiodiskussion vor sich. Das Radio schuf nicht von sich aus eine unfassbare Öffentlichkeit; es transportierte eine bereits bestehende in den grösseren Raum des Massenmediums. Die Diskussion wurde ausserdem nicht live, sondern zeitverschoben und erst noch gekürzt gesendet. Die Programmacher erhielten Gelegenheit, dem Transport vom konkreten Ort ins Medium auch gestalterisch und qualitativ Rechnung zu tragen. Sie konnten die Diskussion auf das Wesentliche konzentrieren. Von diesem radiophonen Verfahren profitierten die Teilnehmer der Diskussion, weil sie vor anwesenden Zuhörern sprachen (bessere psychische Disposition), der Diskussionsleiter, weil er – als positiver Nebeneffekt – mit potentiellen Radiohörern in direkten Kontakt trat, die Hörer zu Hause, weil sie vor Unsachlichkeit und Beiläufigem verschont blieben, und zuerst und zuletzt die Sache selber. Pointiert und doch konziliant formulierte Diskussionsvoten liessen ein gesellschaftliches Problem aufscheinen, nämlich das Verhältnis von Kirche und Staat und nicht bloss beziehungslos entgegengesetzte Meinungen, zu denen man nur ja oder nein sagen kann. Ein von der Sache her aufdiktierter Meinungsbildungsprozess wurde in Gang gesetzt.

Dass die beiden Befürworter der Initiative strikte an ihrem Vorschlag festhielten und keine versöhnlicheren Lösungsmöglichkeiten anerkannten, sei bloss nebenbei vermerkt. Der Nachteil des angewandten radiophonen Verfahrens lag in der Verkürzung von Begründungen und Verweisen. Doch zeigt sich daran schon die Grenze des Mediums überhaupt, die nicht durch andere formale Mittel hinausgeschoben werden kann. Wo weitausholende Begründungen vonnöten sind, zu denen insbesondere die Gegner der Initiative ausholten und ausholen müssten, stehen andere, geeignetere Medien (Presse, Buch) zur Verfügung.

Sepp Burri

Die Fernsehfamilie auf den Kopf gestellt

Zur ARD-Serie «Ein Herz und eine Seele»

Im Niemandsland zwischen Aufpassen und Einschlafen, im Dösen – besser: gedöst werden, spult das deutsche Fernsehen seine sogenannten «Familienserien» ab. Konturlos werden da seit Jahren dünnflüssige Stoffe abgesondert, die ausser ihrer dämlichen Saubermann-Ideologie vom hehren Glück und der märchenhaften Harmonie nichts als tumbe Banalität vermitteln. Realität wird in diesem rougen Trauerspiel a priori eliminiert. Und wenn diese Sendungen noch ein paar Interessenten finden, dann wohl nur der unterschwelligen Werbung wegen, die, in eine Story verpackt, eine Art Notausgang bedeutet aus der agressiven Werbespot-Berieselung mit ihrem schamlosen «Ex-und-hopp»-Überfluss-Zynismus. Erlöst werden jedoch nicht die Zuschauer, sondern nur die Profite. Denn der Konsument, der seine Freizeit hergibt, bekommt dafür Zeitvertreib geliefert. Profitabel also ist die Ablenkung für die Macher: Der Zuschauer bleibt vor dem Kasten hocken, anstatt ihn abzustellen.
Es ist deshalb eine wahre Erlösung (und ein kleines Wunder), neuerdings vom deutschen Fernsehen mit einer Familienserie «bedient» zu werden, die alles andere als ein klebriger Sauerteig blöder Wunschtümelei ist: Wolfgang Menges «Ein Herz und eine Seele». Im Mittelpunkt dieser Serie steht Alfred Tetzlaff, ein schnurrbärtiges kleines Ekel, das mit Frau, Tochter und Schwiegersohn ein Reihenhaus besitzt, eine ordentliche Einrichtung und auch sonst ganz ordentlich sich im Wohlstand aalt. Das ist wohl auch der Grund, weshalb er Angst hat, dass er eines Tages enteignet wird und nur noch auf der Gemeinschaftszahnbürste seine Beisserchen polieren kann. Schuld an dieser Unsicherheit sind folglich die Sozis, denn wenn «man schon ein uneheliches Kind an die Regierung lässt ... und dann auch noch ein paarmal geschieden ist und eine Ausländerin heiratet ...», ja dann braucht man sich auch nicht zu wundern, dass die Röcke der Mädchen immer kürzer werden, die Arbeitsmoral immer schlechter und die Italiener im Faschingszug mitmarschieren dürfen: «Eines Tages kommt es noch so weit, dass wir in den Bahnhofshallen Boccia spielen, während diese Spaghettis unsere Arbeitsplätze einnehmen.»
Alfred, dieser grobe und gewöhnliche, böse und brutale Querulant und Haustyrann, dessen Freude die reine Schadenfreude ist, verkörpert die reaktionäre Gesinnung des frustrierten Allerweltsmenschen, der zwischen Bett und Trott das politische Bewusstsein zum Biertischdunst verwässert. In Filzpantoffeln, Socken und Hosenträgern wuselt er durch die Wohnung und meckert an allen Ecken und Enden. Das Gelächter, das er erzeugt, folgt nicht nur aus schlechtem Gewissen, sondern wohl auch aus einer Befreiung heraus. Endlich einmal wird nicht nur der geleckte «Frühstücks-Rama-Ehemann» vorgeführt, der den Kleinen noch ein Küsschen gibt, ehe er sich im flotten Wagen in sein «Air-condition»-Büro macht.
Alfred ist keine deutsche Erfindung. Die Idee stammt aus England, von Johnny Speight, dessen BBC-Serie «Till death us do part» mit dem Familienoberhaupt Alf auch die Vorlage für den Archie Bunker in der amerikanischen comedy show «All in the family» abgab. Archie, der seit 1970 wöchentlich in der CBS auftritt, ist bis heute wohl der beliebteste der drei Familienväter. Von allen dreien ist Alf zwar der klassenbewussteste, aber keineswegs der Widerlichste. Dieses Verdienst kommt Alfred zu, und das aus gutem Grund. Im Gegensatz zu den USA und England kennt die Bundesrepublik nicht die krassen Klassenunterschiede und folglich auch nicht die starken sozialen Spannungen; Alfred ist deshalb wesentlich agressiver und unkontrollierter in seinen Äusserungen. Er versteht die liberale Welt nicht mehr und dreht in jeder Sendung einfach durch. Alfred ist einer der Millionen, die sich von der vorbeirauschenden Zukunft «verarscht» fühlen und deshalb nichts mehr komisch finden. So versteht sich die Serie keineswegs als Förderer der Schadenfreude, sondern als Medizin für alle, die sich genauso überfordert und übergangen fühlen wie er. Statt vor dem edlen Wagemut der progressiven Weltveränderer bescheiden die Fahne zu

streichen, besteht Alfred auf seinen Fehlern und Vorurteilen, obwohl sie von gestern sind. Aber das Gestern wirkt halt weiter: Alfred steigt aus der Strassenbahn aus, wenn ein Türke einsteigt – wegen des Ungeziefers und der Syphilis, Araber sind für ihn Kameltreiber und Studenten «rote Tücher», die nicht arbeiten wollen und sich auch nicht benehmen können, wie es sich gehört. Kommunisten lehnt er freilich ab, wenn er auch hin und wieder zugeben muss, dass sie Ordnung schaffen. Pervers und degeneriert erscheint ihm alles, was ihm ein Gefühl von Lüsternheit und Verklemmung bereitet: die Illustriertenbilder, die Miniröcke, die drall behosten Mädchen und die «Knutscherei» auf offener Strasse. Dazu werden die Dialoge nicht selten schlüpfrig und böse; seine Frau nimmt es gelassen hin, als «dusslige Kuh» beschimpft zu werden.
Durch die Übertreibung der Vorurteile und bitterbösen Sprüche soll der Zuschauer zum Nachdenken angeregt werden und sich betroffen fühlen. Damit das auch funktioniert, hat Menge zur Vorsicht die kritische Vernunft mit eingebaut: Alfreds Tochter und ihr Mann. Sie sollen die Pointen des Ekels zurechtrücken. Ob dies jedoch funktioniert, ist fraglich, denn schon reagieren Zuschauer begeistert und schreiben – gar nicht ironisch – dass Alfred ihnen aus dem Herz spräche. Menge selbst, der unmittelbar vor der (immer live ausgestrahlten) Sendung aktuelle Gags einbaut, reagierte denn auch bestürzt auf eine Untersuchung, aus der hervorgeht, dass sich die meisten Zuschauer mit Alfred identifizieren, ohne darüber zu reflektieren. Folglich war die letzte Geschichte über den Kölner Fasching merklich lauer und platter. Dialoge wurden zu Kalauern und Tochter und Schwiegersohn zu deutlichen moralischen Zeigefingern. Es besteht die Gefahr, dass «Ein Herz und eine Seele» zur besseren Millowitsch-Klamotte abrutscht. Das sollte aber nicht der Sinn dieser an sich vorzüglichen Idee sein.

Wolfram Knorr

Bücher zur Sache

Zur Programmfreiheit im Medienrecht

Im Rahmen der von Prof. Florian H. Fleck herausgegebenen Reihe «Öffentliche soziale Kommunikation» des Instituts für Journalistik an der Universität Freiburg i. Ü. publizierte *Dr. Franz Riklin* die Studie *Die Programmfreiheit bei Radio und Fernsehen* (Freiburg/Schweiz 1973, Universitätsverlag, 158 Seiten). Der Verfasser betreut am Institut für Journalistik das Medienrecht und ist in diesem Bereich ausgewiesen durch seine stark beachtete, ungewöhnlich voluminöse Dissertation über den «Schutz der Persönlichkeit gegenüber Eingriffen durch Radio und Fernsehen nach schweizerischem Privatrecht» (1968). Seither veröffentlichte Riklin einschlägige Arbeiten in juristischen Organen, die denn auch für die Aufnahme wissenschaftlicher Rezensionen der neuesten Studie zuständig sind. Den nachfolgenden Hinweis mag die Bedeutung des Gegenstandes für die «in der Schweiz bereits seit Jahren waltende Diskussion um einen neuen Artikel der Bundesverfassung betreffend Radio und Fernsehen» rechtfertigen. Die öffentliche Debatte habe, schreibt Riklin, wie auch das bereits sehr umfangreich gewordene Schrifttum gezeigt, «dass es sehr schwierig ist, diese Freiheit zu erfassen und ihren Inhalt sowie deren Konsequenzen für die Praxis näher zu umschreiben«. Eine Klärung dürfte sich um so mehr aufdrängen, als die Programmfreiheit ausgesprochen und unterschwellig im Zentrum der Auseinandersetzung um ein künftiges Medienrecht steht.